



Alljährliches Blatt.

Nr. 6.

Samstag

den 11. Februar

1837.

Die Runkelrübe *) und ihr Anbau.

(Von Dr. Franz Kav. Glubek.)

Die Zucker-Fabrication aus Runkelrüben hat in der neuesten Zeit einen so hohen Grad von Vollkommenheit erlangt, daß dieser Industriezweig nicht nur in landwirthschaftlicher, sondern selbst in staatswirthschaftlicher Beziehung eine besondere Beachtung verdient. Diesemnach dürfte es nicht ohne Interesse seyn, wenn in unserm vaterländischen Blatte wenigstens das Wesentlichste erscheint, was man bisher a) in Betreff der Cultur der Runkelrübe, und b) des Verfahrens, aus ihr den Zucker zu gewinnen, erfahren hat.

Der gegenwärtige Aufsatz soll sich bloß auf den ersten Punct beschränken.

A.

Naturhistorische Bestimmungen.

1. Die Runkelrübe gehört zu dem Geschlechte Mangold (*Beta*), und zu der Art (*Species*) gemeiner Mangold (*Beta vulgaris*). Sie ist demnach

*) Über die Cultur der Krautrübe (*Brassica napobrassica*) ist ein Aufsatz, von Hrn. Ritter v. Jakomini, in dem Alljährlichen Blatte vom Jahre 1834, No. 45, enthalten. Da in diesem Blatte versprochen wurde, daß ein ähnlicher Aufsatz über die Runkelrübe folgen wird, dieser aber bisher noch nicht erschienen ist; so mag der gegenwärtige Aufsatz als Erfüllung dieses Versprechens angesehen werden. Übrigens ist der gegenwärtige Aufsatz ein bloßer Auszug einer Brochure, welche nächstens bei dem Herrn Buchhändler Edl. v. Kleinmayr erscheinen, und nicht nur den Anbau der Runkelrübe, sondern auch die Gewinnung des Zuckers aus ihr umständlicher enthalten soll.

eine seltene Varietät oder Abart (Sorte) der rothen Rübe (*Beta eschscholzi*).

2. Die Runkelrübe hat so viele Übergangsformen, daß sie, neben einander gereiht, eine kontinuierliche Reihe darstellen, in welcher man eine scharfe Gränze zwischen den unmittelbar auf einander folgenden Gliedern zu ziehen nicht im Stande ist.

Vergleicht man in dieser Reihe die mehr entfernten Glieder mit einander, dann wird man in ihr 5 Hauptabstufungen mit Rücksicht auf die Farbe, Form und Größe der Wurzel wahrnehmen, oder die vielen Übergangsformen der Runkelrübe in 5 Haupt-Varietäten bringen können.

Diese sind:

- a) Die schlesische oder weiße Runkelrübe, (*Beta vulgaris alba*, *betterave blanche de Silésie*), mit weißer Wurzel, weißen Blattstielen und Rippen, und lichtgrünen Blättern. Diese Varietät ist zur Zuckerrabrication nach dem einstimmigen Urtheile aller Landwirth, Zuckerrabricanten und Chemiker die geeignetste. Sie gibt zwar weniger Saft als die nachfolgenden, dagegen ist er zuckerreicher als bei den übrigen.
- b) Die Feld- oder österreichische Rübe, Burgunderrübe (*B. sylvestris* L.). Sie unterscheidet sich von der vorigen dadurch, daß sie hoch über die Erde wächst und auf reichem Boden oft ein Gewicht von 25 Pfund erlangt. Diese große Varietät ist zur Zuckerrabrication am wenigsten geeignet.
- c) Die gelbe Rübe (*B. vulgaris lutescens* seu *lutea*, *B. lutea major* L., *jaune de Castelnaudary*) mit gelber Wurzel (Fleisch und Haut sind gelb) und gelben Blattstielen und Rippen. Diese

Sorte artet am meisten aus, oder sie ist zur Erzeugung von neuen Varietäten und Spielarten am meisten geeignet.

- d) Die Ringelrübe (*B. vulg. zonata*) mit nach Außen rother, nach Innen auf dem Quer-Durchschnitte mit weißen und rothen Ringen versehener Wurzel.
- e) Die rothe Rübe (*B. vulg. rubra*) mit rother Wurzel (Fleisch und Haut sind entweder blut-, incarnat- oder rosenroth), derlei Blattstielen, Rippen und Blättern; letztere sind manchmal auch dunkelgrün.

3. Der natürliche Standort der Runkelrüben sind die Küsten des mittelländischen Meeres, namentlich in Spanien und Portugal wird sie sehr häufig wildwachsend angetroffen.

Eine Spezies dieses Geschlechtes, nämlich die *B. maritima*, wächst in den Sümpfen von Aquileja, am Flusse Anfora; und eine zweite, *B. trigyna*, in Ungarn, im Comitate Syrmien.

In Betreff der Krankheiten geht die Runkelrübe allen Wurzelgewächsen voran, d. h. sie ist den gewöhnlichen Krankheiten der Wurzelgewächse am wenigsten unterworfen, und leidet auch am wenigsten von den Insecten. Daher gewährt der Anbau der Runkelrüben eine große Sicherheit.

Die Krankheiten, die man dann und wann bei der Runkelrübe antrifft, sind:

a) Der Wurzelbrand (*uredo radices*). Er hat mit dem Staubbrande (*uredo segetum*) der Halmfrüchte die größte Ähnlichkeit, und entsteht vorzugsweise auf einem leichten Sandboden.

Die Wurzeln sehen oft von Außen ganz gesund aus; schneidet man sie auf, so findet man manchmal im Innern eine Höhlung, welche mit einer braunschwarzen Materie, welche jedoch nicht übel riecht, ausgefüllt ist; b) Die Zweiwüchsigkeit. Sie besteht in einer gabelförmigen Zertheilung der Wurzel und einem kränklichen Ansehen der ganzen Pflanze. Und c) die braunen Engerlings-Wunden oder Narben. In einem bündigen Boden findet man manchmal, daß die Runkelrüben an der Wurzel bald tiefere, bald flachere Narben, von der Farbe des Rostbrandes, (*Uredo glumarum*) besitzen. Diese Narben rühren von den Larven der Maikäfer — Engerlinge genannt — her, welche an der Wurzel nagen.

Außer der Maikäferlarve leidet die Runkelrübe von keinem andern Insecte etwas.

1) Von den Blattläusen wird sie nur selten in der ersten Periode ihres Lebens befallen.

B.

Landwirthschaftliche Bestimmungen.

I.

Clima.

Nach dem natürlichen Standorte der Runkelrübe und ihrer Geschlechtsverwandten geurtheilt, fordert die Runkelrübe ein warmes und feuchtes Klima. — Durch die successive Verpflanzung der Runkelrübe ist man endlich dahin gekommen, daß die Runkelrübe selbst unter dem 55° n. B. und bei einer jährlichen, mittleren Wärme von 0° N. noch sehr gut gedeiht.

Da jedoch die Zuckerbildung in dem innigsten Zusammenhange mit der Wärme steht, und da auch eine einfache, nicht kostspielige Saatbestellung durch ein frühzeitiges, warmes Frühjahr bedingt ist; so sind vorzugsweise jene Länder zur Cultur der Runkelrübe geeignet, die ein gemäßigtes und mehr feuchtes als trockenes Klima besitzen.

II.

Boden.

Der Boden, auf welchem die Runkelrüben cultivirt werden sollen, richtet sich nach dem Klima.

In einem trockenen Klima muß sie auf einem mehr bündigen, in einem feuchten dagegen auf einem mehr sandigen Boden angebaut werden.

Aus der Natur und der Verwendbarkeit (zur Zuckererzeugung) der Runkelrüben, lassen sich folgende nähere Bestimmungen in Betreff der Wahl des Bodens feststellen:

- 1) soll der Boden eine, wenigstens 6" mächtige Dammerde besitzen;
- 2) muß er sich leicht erwärmen, und das überflüssige Wasser durch den Untergrund verlieren können; und
- 3) muß er sehr reich an vegetabilischer Nahrung seyn. —

Diesen Anforderungen entspricht am meisten:

- a) Der lehmige Sandboden, wenn er mächtig und durch Düngung humusreich geworden ist;
- b) der lethenartige Thonboden und
- c) der Marsch- oder Humus-Boden.

Einen sehr bündigen Boden vertragen zwar die Runkelrüben unter allen Wurzelgewächsen am besten, und geben, wenn er zugleich kräftig ist, einen sehr großen Ertrag; dabei sind aber die Wurzeln sehr wässerig und zur Zuckerrfabrikation nicht recht geeignet, denn der Saft soll, wenn er zur Zuckerrfabrikation sehr tauglich sein soll, 8 — 11° B. wägen. Die großen, wässerigen Runkelrüben geben aber nur einen Saft von 5° B.

Werden die Runkelrüben auf einem Kalkboden cultivirt, dann enthalten sie zu viel Kalk, und die Läuterung des Saftes kann nur mit besonderer Vorsicht vollkommen zu Stande gebracht werden.

Auf einem Torfboden dürften die Kunkelrüben zum Behuf der Zuckerfabrikation nur dann mit Vortheil cultivirt werden können,

- 1) wenn derselbe wenigstens so viel bindende, erdartige Bestandtheile bereits enthält, als ein loser culturfähiger Sandboden abschlämmbare Theile, und
- 2) wenn sein erdharziger, Kohlenartiger oder saurer Humus in den milden ungewandelt worden ist.

Diese beiden Bedingungen können auf unserm Moraste mit dem, denselben ringsum umgebenden, Merfelschiefer des Mittelgebirges leicht realisiert werden.

(Beschluß folgt.)

Maler-Talent eines gemeinen Webers in Istrien.

Vor noch nicht 20 Jahren haben die Einwohner von Dignano in Istrien mit einem damals in Venedig wohnenden Maler, welcher Besitzer vieler sogenannter Reliquien war, einen Vertrag geschlossen, demzufolge dieser seine Reliquien der Gemeinde überlassen und dafür ein Vitalitium sammt freier Wohnung genießen sollte.

Dieser sehr geschickte aber launenvolle Maler hat in einem eigens für ihn gebauten Atelier zwar selten, aber jederzeit höchst gelungene Arbeiten geliefert. Hiedurch aufgeregt, fing ein gemeiner Weber an, steife Muttergottes-Bilder in Öl zu malen; er drängte sich an den ehemaligen Reliquienbesitzer, und erbot sich, ihm die Farben zu reiben; dieser launenvolle Mann aber, von den Schmierereien unsers Trevisan unterrichtet, gestattete ihm keinen Aufenthalt in seinem Atelier.

Als endlich in Folge ernstlicher Auftritte mit der Gemeinde rücksichtlich des stattgefundenen Reliquien-Handels der Maler Dignano auf immer verlassen hatte, schwand dem Trevisan alle Hoffnung, in die Geheimnisse der Ölmalerei eingeweiht zu werden. Nichts destoweniger verlor er den Muth nicht, und suchte die Bahn sich selbst zu brechen, da er Niemanden fand, der ihm den bereits bestehenden Weg gezeigt hätte. Von einzelnen, zufällig sich in Dignano anhaltenden Fremden hat er einzelne Vortheile rücksichtlich der verschiedenen Farben, des zu denselben zu verwendenden Öles und einiger andern Handgriffe in Erfahrung gebracht; durch Studium hat er manche andere Vortheile von selbst sich eigen gemacht und in der Manier sich so vervollkommenet, daß er das Eckige und Unförmliche eines Anfängers ohne Anleitung nach und nach zu vermeiden und dem

eigentlichen Gebiete der Kunst immer näher zu rücken lernte.

Mehrere gelungene Porträts trugen dazu bei, seinem Eifer Nahrung zu geben, und so gelangte er allmählig zu einer die Mittelmäßigkeit weit überragenden Stufe der Kunst.

Im August des so eben verfloßenen Jahres entschloß sich unser Trevisan, aus Dankbarkeit gegen das ehrwürdige P. P. Franziskaner-Collegium in Mitterburg, in welchem sein Sohn unentgeltliche Aufnahme und Unterricht fand, in das dortige Refectorium das letzte Abendmahl nach Leonardo da Vinci zu malen, und legte auch sogleich Hand an das Werk. Der hierzu geeignete Platz ist 18 Schuh 8 Zoll lang und in der Mitte 4 Schuh 8 Zoll hoch. Der obere Rand bildet noch überdies einen elliptisch gekrümmten Bogen.

Auf diesem unverhältnismäßig niedrigen Raume konnte das ganze Tableau des Leonardo offenbar nicht dargestellt werden; Trevisan mußte sich demnach darauf beschränken, mit Ausßerachtlassung der Nebensachen des Originals, nur die bloße Hauptsache darzustellen, und so entstand die Copie von der halben Tischhöhe aufwärts bis zu dem obern Gesimse des mittleren Fensters. Hierdurch ergeben sich die vollständigen Figuren aller Aposteln und des Heilands vom Knie aufwärts nebst der schönen Landschaft, die durch die drei im Hintergrunde befindlichen Fenster sichtbar wird.

Trevisan, durch eine Übersetzung der Gbthe'schen Beschreibung dieses Abendmahles in Begeisterung versetzt, copirte dieses Meisterwerk nach einem ziemlich gelungenen Kupferstiche mit einer bewunderungswürdigen Richtigkeit der Verhältnisse und mit seltener Treue des psychischen Ausdruckes der vielfältigen Physiognomien. Vorzüglich gelungen sind die schönen Köpfe unsers Heilands und der beiden Jakobs. Ein lebhaftes, in den gehbrigen Schranken gehaltenes Colorit, ein gut ausgeführter Faltenwurf, welcher die feinern Bekleidungsstücke von den dickern auf den ersten Blick unterscheiden läßt, ein zartes Verschmelzen der Conturen sind die Vorzüge dieses Gemäldes, welche den aus sich selbst herausgebildeten Künstler nicht im Geringsten ahnen lassen. Erwägt man noch übrigens, daß Trevisan nur selten Gelegenheit hatte, gute Ölgemälde zu sehen, so reißt uns die hohe Stufe, auf welcher er bereits gegenwärtig steht, zur Bewunderung.

Dieses seltene Talent findet jedoch in seiner Heimath nicht die Anerkennung, die es in so hohem Grade verdient, und nur auswärts wird es einigermaßen geschätzt; so z. B. sind in Mitterburg bereits

über 20 wohlgetroffene Porträts und zwei Altarblätter von ihm sichtbar; so fand er in Cherso durch viele Monate hindurch ununterbrochene Beschäftigung; nur in Dignano hat er für Dignano beinahe nichts zu thun. Allein die Vorliebe für die vaterländische Scholle fesselt ihn mit ehernen Banden an dieselbe.

Die solchergestalt eben nicht blühenden Vermögensumstände, so wie besondere Familienverhältnisse, gestatten unserem Naturmaler nicht, die Grundsätze der Kunst in einer gebiegenen Schule sich eigen zu machen; daher bleibt sein Talent leider stets nur auf Copien und Porträts beschränkt.

Friedrich der Große auf dem Maskenballe.

In seinen früheren Regierungsjahren unterredete sich Friedrich einst mit einem seiner Lieblinge über die Neboute, und behauptete, daß er jeden seiner Bekannten erkennen würde, wenn dieser auch eine noch so unkenntlich machende Verkleidung gewählt habe. Des Königs Liebbling widersprach, und Friedrich setzte als Wette eine namhafte Summe aus, um seine Behauptung durch die That zu beweisen, eine Summe, die groß genug war, um den Zweifler zu bewegen, selbst den Versuch zu machen.

Da er ohne Vermögen war, entdeckte er unter dem Siegel der Verschwiegenheit einem reichen Juden die ganze Sache, und dieser ließ ihm nicht nur alle seine kostbaren Juwelen und verschaffte ihm den prächtigen Anzug eines vornehmen Persers, sondern begleitete ihn auch in der Maske eines Dollmetschers auf die Neboute. Beide Masken machten großes Aufsehen, besonders aber die mit Edelsteinen überfärbte Kleidung des persischen Herrn. Auch dem Könige fiel die Maske auf; an seinen Liebbling, wie an die Wette, dachte er nicht. Der Monarch war auch verkleidet. Jetzt näherte er sich dem Perser, um ein Gespräch mit ihm anzufangen. Seine erste Frage war: wer die Maske sey? — Der Perser erkannte den König sogleich. In gebrochenem Französischen und mit verstellter Stimme erzählte der Perser, daß er ein Kaufmann aus Ispahan sey; daß wichtige Handelsgeschäfte ihn zu einer Reise nach Europa vermocht hätten, und daß er sich hier in Berlin noch aufhalte, um wo möglich seinen höchsten Wunsch erfüllt zu sehen. — „Und dieser ist?“ fragte Friedrich. „Den König von Preußen zu sehen und mit ihm zu sprechen; doch,“ setzte der Perser hinzu, „dies

ist unmöglich, und ich werde meine Reise fortsetzen müssen, ohne meinen sehnlichsten Wunsch erfüllt zu sehen.“ Der König behauptete das Gegentheil und bewies dem Perser, daß Jeder den Monarch sehen und sprechen könne. Die Maske blieb bei ihrer Behauptung und erklärte dies für unmöglich. Mit einem Male riß Friedrich seine Maske ab, und sagte: „Nun, wenn Sie den König sehen wollen, so steht er vor Ihnen. Ich bin's.“ „Eine Offenherzigkeit ist der andern werth!“ erwiderte der Perser, zog seine Maske ab und sagte: „Und hier ist der Major v.“ Friedrich wurde überrascht. Gern gab er seine Wette verloren und bezahlte seinem Lieblinge die bestimmte Summe.

M i s c e l l e .

Der Todtengräber zu Blackburn in England entdeckte neulich ein junges und hübsches Frauentzimmer, welches heimlich etwas vergraben hatte. Er grub nach und fand — nicht etwa den Leichnam eines Kindes, sondern das Herz eines Hasen, mit 365 Nadeln durchstoßen. In dortiger Gegend besteht nämlich der Aberglaube, daß hierdurch einem untreuen Geliebten so viele Tage des Leidens bereitet werden, als man Nadeln hineinsteckt, es sey denn, daß er unter einem Jahr sterben müsse, wenn er nicht vorher zur verlassenem Geliebten zurückgekehrt ist, oder diese sich mit einem Andern getröstet hat. Der Richter, dem der Todtengräber diesen Vorgang anzeigte, gab zur Antwort: es gebe keine Gesetze gegen Zaubereien; sie könnten nur durch die Aufklärung verdrängt werden. Übrigens seyen sie an sich unschädlich, da binnen Jahr und Tag die entzweiten Liebenden sich gewiß versöhnt oder gegenseitig vergessen haben würden.

V a n d e r s t o f f .

Ein hoffnungsvoller Schüler, der seinen Cicero zu erponiren hatte, übersezte die Stelle: „Reliquia propediem proficiam,“ mit: „Das Übrige will ich schon mit dem Vorderfuß ausmachen.“ — Ob es derselbe war, der des Cornelius Nepos: „Hinc in Piraeum transit, Munichiamque munivit,“ also übertrug: „Von da ging er über die Pyrenäen, und befestigte München:“ oder des Justin: „Eumenes cum paucis in urbem se recepit.“ „Eumenes zog mit Pauken in die Stadt?“